

Egal, wo wir hinfahren, ich bleibe nicht dort. So viel kann ich versprechen. Ich bin schon siebenmal wegelaufen – nicht, um irgendwo *hinzukommen*, sondern nur, um alles hinter mir zu lassen. Wahrscheinlich nennt man mich deshalb „Ausreißerin“.

Mein ganzes Leben hat bis jetzt nur daraus bestanden, dass ich Menschen verloren habe. Wir waren einmal zu viert – meine Eltern, mein Bruder und ich. Dann wurde mir mein Bruder genommen, also blieben nur noch meine Eltern und ich. Dann ist meine Mutter gegangen und wir waren nur noch zu zweit. Am Ende hat mich auch noch mein Vater verlassen und jetzt bin ich, Dakota Brown, fast sechzehn Jahre alt, allein und versuche, nicht daran zu denken, wie es einmal sein wird, wenn ich an der Reihe bin zu gehen.

Während ich auf dem Rücksitz im Auto der Sozialarbeiterin sitze – auf dem Vordersitz liegen zig Akten und Ordner über mich –, beschließe ich, eine Liste zu machen. Ich liebe Listen. Man kann eine wahre Unordnung haben, wie etwa die Sozialarbeiterin hier, und innerhalb von wenigen Minuten passt alles ordentlich sortiert auf ein einziges Blatt Papier. Listen bringen die Dinge unter Kontrolle. Unter *meine* Kontrolle.

Ich nehme das Buch heraus, in das ich immer meine Listen schreibe, und schlage eine neue Seite auf. Mit einem Blick in den Rückspiegel sehe ich den konzentrierten Gesichtsausdruck der Sozialarbeiterin. Sie ist so sehr damit beschäftigt, uns durch den dichten Verkehr von Chicago zu manövrieren, dass sie nicht bemerkt, was ich auf dem Rücksitz tue.

Ich weiß, dass sie Ms Bean heißt, aber im Stillen nenne ich sie einfach nur „die Sozialarbeiterin“. So ist

es viel leichter. Sie ist wirklich nett und ich möchte sie nicht in Schwierigkeiten bringen, aber weil ich eine so gute Ausreißerin bin, werde ich wohl dafür sorgen, dass sie am Ende schlecht dasteht. Sie glaubt, sie fährt mich zu meiner neuen Pflegefamilie, wo ich bis an mein Lebensende glücklich sein werde. Diese Geschichte könnte sie dann immer ihren Freunden und ihrer Familie erzählen.

Die Arme. Sie ist zum Scheitern verurteilt. Der Staat Illinois hat bis jetzt noch keine Pflegefamilie gefunden, aus der ich nicht abgehauen bin.

In meinem Listenbuch notiere ich meinen Plan:

1. Auf die Fahrtroute achten. Der Hinweg ist auch mein Fluchtweg.
2. Die Reaktion auf das neue Zuhause kontrollieren. Es ist wichtig, dass die Sozialarbeiterin denkt, mir gefiele es dort.
3. Kopfschmerzen. Meine medizinische Allzweckwaffe, um aus Situationen zu entkommen, aus denen ich entkommen will.
4. Beobachten. Wissen ist Macht.
5. Niemals weinen. Zumindest nicht, wenn jemand in der Nähe ist.
6. Niemals aufregen. Vor allem dann nicht, wenn jemand in der Nähe ist.
7. Niemals „Vertrauen fassen“, wie die Sozialarbeiterin es immer nennt.
8. Sei freundlich, aber sei niemandes Freund.

„Dakota, was schreibst du?“, fragt Ms Bean.

„Entschuldigung.“ Ich schließe schnell mein Listenbuch und lächle sie durch den Rückspiegel breit an.

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen“, sagt sie

und lächelt zurück. Dadurch ist sie kurz abgelenkt und fährt sehr dicht auf das vor uns fahrende Auto auf.

„Ms Bean!“, schreie ich.

Sie macht eine scharfe Bremsung und zwingt damit den Autofahrer hinter uns, das Gleiche zu tun. Lautes Hupen ertönt.

„Ich hasse diesen Verkehr“, murmelt Ms Bean.

Ich frage mich, wie sie in Chicago landen konnte, wenn sie Verkehr so sehr hasst. Aber ich sage nichts. Ich erinnere mich selbst wieder daran, dass ich an anderen kein Interesse zeigen darf, und starre aus dem Fenster.

Ms Bean ist nicht die typische Sozialarbeiterin. Sie ist immer stylish gekleidet, hat hellrotes Haar, coole Ohrringe und ist erst 24 Jahre alt. Sie hat Sozialarbeit studiert und trägt Klamotten, die ich mich nicht trauen würde anzuziehen. Ich glaube, dass sie wirklich engagiert ist. Aber viel mehr, als dass sie eine schreckliche Autofahrerin ist, weiß ich eigentlich nicht über sie. Und genauso soll es sein. Ich will keinen engen Kontakt zu den Menschen in meiner Umgebung.

Ich lehne mich zurück, schließe die Augen und hoffe, dass sie nichts mehr über mein Listenbuch, ihren Fahrstil oder sonst etwas sagt. Nach ein paar Minuten öffne ich meine Augen wieder und starre erneut aus dem Fenster. Autos schießen an uns vorbei. Die Fenster sind alle geschlossen. Hitze steigt vom Asphalt auf. Trotz der Klimaanlage in unserem Auto kann ich Chicago riechen – eine Mischung aus Teer, Abgasen und Metall.

Die Sozialarbeiterin macht schon wieder eine Vollbremsung, aber ich kann diesmal keinen Grund dafür erkennen.

„Entschuldigung“, murmelt sie. Vielleicht zu mir. Vielleicht zu dem Typen hinter uns, der sein Fenster

immerhin so weit herunterkurbelt, um uns etwas sehr Unfreundliches hinterherzurufen.

„Hör meinetwegen nicht auf zu schreiben, Dakota“, sagt die Sozialarbeiterin. „Es sei denn, dir wird schlecht davon. Wenn ich im Auto schreibe, wird mir immer schlecht davon.“

Ich glaube, wenn mir hier schlecht werden sollte, liegt das eher an ihrem Fahrstil als an meinem Schreibstil. Aber Regel elf auf meiner „Wie gehe ich mit meinem Sozialarbeiter um“-Liste heißt „Niemals kritisieren“. Und daran halte ich mich. Es erspart eine Menge Ärger.

Ich antworte: „Sie haben recht, Ms Bean. Ich sollte während des Autofahrens nicht schreiben.“

„Meine Schwester ist Journalistin“, erzählt mir Ms Bean.

Das ist mehr, als ich über sie wissen möchte. Ich will sie nicht als ein Mensch wahrnehmen, deren Schwester Zeitungsartikel schreibt.

„Charlotte hat ein Diktiergerät, das sie überall mit hinnimmt“, fährt die Sozialarbeiterin fort. „Anstatt sich Notizen zu machen, redet sie immer nur in dieses Gerät, sogar beim Autofahren. Mein Vater erzählt ihr immer wieder, dass sie nicht gleichzeitig fahren und diktieren soll, aber sie kümmert sich nicht darum.“

Sie haut auf die Hupe, weil vor uns einfach jemand, ohne zu blinken, auf unsere Spur zieht.

„Wie weit entfernt von Chicago liegt denn der Ort, wo wir hinfahren?“, frage ich.

„Du meinst Nice?“

Ich kenne den Namen dieser Stadt. Nice heißt nett. So ein Quatsch. Wer nennt denn eine Stadt „nett“? „Ja, Nice“, antworte ich.

Die Sozialarbeiterin kichert. „Du wirst in Nice leben und dort zur Schule gehen und ich hoffe, dass du eine wirklich *nette* Einwohnerin von *Nice* wirst.“

Ich bringe ein gequältes Lächeln hervor. Ich kann mir vorstellen, wie viele dieser albernen Scherze schon über den Namen des Ortes gemacht wurden. Ich finde das alles hier langsam nicht mehr so *nett*.

„Sind wir bald da?“

„Es dauert noch eine Weile“, erwidert die Sozialarbeiterin. „Die ländliche Umgebung wird dir sicher ganz guttun. Ich glaube, es ist genau das Richtige für dich und außerdem ist es bestimmt sehr *nett* dort.“ Sie lächelt und lässt die Sache mit dem „nett“ unkommentiert.

Keiner von uns sagt mehr etwas, deshalb klingen ihre letzten Worte in meinem Kopf nach. Die ländliche Umgebung? Wie kann jemand auf die Idee kommen, dass eine ländliche Umgebung genau das Richtige für Dakota Brown ist? Ich werde trotzdem von dort verschwinden.

„Schreibst du ein Buch?“, unterbricht Ms Bean schließlich meine Gedanken.

„Nein“, antworte ich knapp und hoffe, dass sie das Thema nicht weiter interessiert.

„Nein? Vielleicht einen Brief?“

Die Akten neben ihr hätten ihr sagen müssen, dass ich niemanden auf dieser ganzen Welt habe, dem ich einen Brief schreiben könnte.

„Es sind nur Listen“, sage ich gelangweilt, um sie vom Thema abzubringen.

„Zum Beispiel Einkaufslisten?“

„Nur Listen eben“, antworte ich und versuche einen gelassenen Gesichtsausdruck zu behalten.

„Was denn für Listen?“ Ms Bean benimmt sich manchmal wie ein kleines Kind. Sie erinnert mich an ein kleines Mädchen, das vor einigen Monaten zusammen mit mir in einer Pflegefamilie war. Dieses Mädchen ritt auch immer auf Fragen herum, bis das letzte Detail geklärt war.

„Liest du mir eine vor, Dakota?“, bettelt die Sozialarbeiterin.

Ich bin mir sicher, dass Ms Bean mich so lange mit den Listen nervt, bis ich endlich eine vorgelesen habe, deshalb seufze ich und öffne mein Listenbuch. Ich blättere durch einige Listen, bis ich eine sozialarbeiterfreundliche finde, und beginne zu erklären: „Okay, hier ist eine Liste von fünf Städten, die ich irgendwann einmal besuchen möchte.“ In Wahrheit sind Hunderte Städte auf dieser Liste, nicht nur fünf.

„Mach es nicht so spannend“, ruft Ms Bean. „Welche Städte sind es, Dakota?“

„Paris, Wien, Rom, Moskau und Fargo.“ Ich breche ab und schlage schnell mein Notizbuch zu, bevor sie durch den Rückspiegel einen Blick darauf werfen kann, denn die nächste Liste heißt „Städte, die ich nie wieder sehen will“.

1. Elgin, Illinois
2. Evanston, Illinois
3. Aurora, Illinois
4. Glen Ellyn, Illinois
5. Kankakee, Illinois
6. Cicero, Illinois
7. Chicago, Illinois

Darunter ist noch eine Menge Platz für weitere Orte. Ms Bean war meine Sozialarbeiterin in den letzten beiden Städten, aber sie hat Akten über mich aus den andern fünf. Sie würde sich sicher furchtbar über diese Liste aufregen, wenn sie sie sähe.

Ich warte, bis die Sozialarbeiterin völlig verwirrt und damit beschäftigt ist, die Straßenkarte zu studieren und gleichzeitig nicht von LKWs gerammt zu werden.

Dann öffne ich mein Listenbuch wieder und trage in die Lücke hinter 8. ein: Nice, Illinois.

Als mir die Sozialarbeiterin zum ersten Mal gesagt hat, dass ich aufs Land kommen würde, hatte ich mir vorgestellt, mit Hühnern und Kühen zusammenzuleben. Aber allein der Gedanke daran, dort zu übernachten, wo diese Tiere lebten, ließ in mir den Entschluss reifen, dass ich keine einzige Nacht dort verbringen würde. Das schwor ich mir.

Meine ersten Pläne sahen nicht so aus wie der, den ich jetzt habe. Ich habe mir eine Liste mit Fluchtwegen gemacht, damit ich gleich am ersten Tag wieder abhauen kann. Ich dachte daran, sofort loszulaufen, wenn ich aus dem Auto der Sozialarbeiterin ausstiege und erst anzuhalten, wenn ich wieder in der Stadt wäre. Dann wollte ich furchtbare Kopfschmerzen vortäuschen, damit Ms Bean den Notarzt ruft. Ich wollte mich sogar in ihrem Kofferraum verstecken, um wieder mitgenommen zu werden.

Dann habe ich Neil gemailt, um zu besprechen, welcher Plan ihm am besten gefällt. Neil Ramsey ist ein Junge, den ich seit zwei Jahren kenne. Wir waren eine Zeit lang im gleichen Heim, als ich zwischen zwei Pflegefamilien stand. Neil hat keine Pflegefamilie, seit er elf ist. Er ist also länger als jeder andere, den ich kenne, im Heim. Es ist ein Platz für diejenigen, die nicht vermittelbar sind.

Neil hatte das Sagen im Heim. Er hat mir gleich von Anfang an gezeigt, wo es langgeht. Ich war nur drei Monate dort, aber seitdem stehen wir in E-Mail-Kontakt.

Ms Bean und die Leute vom Sozialamt finden, dass Neil einen schlechten Einfluss auf mich hat. Hat er aber nicht. Wir sind auch nicht zusammen oder so.

Er weiß eben einfach Bescheid. Er weiß, wie das Leben spielt und wie man am besten durchkommt. Neil sagt, dass es niemanden interessiert, ob Menschen wie er und ich leben oder sterben. Also müssen wir zusammenhalten.

Egal. Neil fand alle meine Fluchtpläne schlecht. Die ganze Liste. Er sagte, ich solle meinen Verstand gebrauchen, und er hatte recht. Deshalb habe ich auch den Plan entworfen, den ich jetzt verfolge. Alle sollen denken, dass ich das brave kleine Pflegekind bin. Erst wenn sie es am wenigsten erwarten, wird Neil mir helfen abzuhaufen. Diesmal für immer.

„Dakota?“ Ms Bean wirft mir einen Blick durch den Rückspiegel zu. „Du bist so still. Geht es dir nicht gut?“

„Nicht wirklich“, gebe ich zu, weil ich mir mehr Informationen erhoffe. Ich habe meine Pflegefamilie natürlich schon ein paarmal getroffen, aber wir haben eigentlich immer nur über mich geredet. Alles, was ich über Mr und Mrs Coolidge weiß, ist, dass sie ununterbrochen lächeln und ganz anders aussehen als ihr Sohn Hank, der fast sechzehn, aber schon einen Kopf größer ist als sein Vater.

„Können Sie mir etwas über die Coolidges erzählen?“, frage ich. Wissen ist Macht. Das sagt Neil auch immer.

„Natürlich!“ Die Sozialarbeiterin wechselt auf die andere Spur, ohne zu blinken. „Ich fange mit Dr. Ann Coolidge an.“

Mir fällt es immer noch schwer zu glauben, dass Mrs Coolidge eine echte Ärztin ist. Sie ist klein und sieht aus wie ein Kegel. Wenn man eine große Kugel hätte, könnte man sie umkegeln.

„Dr. Coolidge ist die leitende Onkologin am Nice Krankenhaus. Sie fährt also jeden Morgen in die Stadt.

Aber Mr Coolidge ist eigentlich den ganzen Tag auf der Farm.“

„Die Farm ist nicht in Nice?“, frage ich und versuche, meine aufkeimende Panik zu verbergen. Je weiter von der Zivilisation entfernt, desto schwieriger die Flucht.

„Ich schätze, es sind zwanzig Minuten bis zur Stadt. Nicht länger als eine halbe Stunde mit dem Schulbus.“

Ich beiße mir auf die Zunge, damit ich nicht laut „Schulbus!“ schreie. Stattdessen atme ich tief ein und erinnere mich daran, dass ich gar nicht mehr da sein werde, wenn die Schule losgeht.

Ms Bean fährt damit fort, mich über das Leben auf der Farm zu informieren. „Dr. Ann könnte in jeder Krebsklinik des Landes arbeiten, wenn sie wollte. Du wirst Ann lieben, wenn du sie erst einmal richtig kennengelernt hast. Sie –“ Ms Bean stockt und sucht nach den richtigen Worten. „Sie ist etwas Besonderes.“

Das hatte ich auch schon gemerkt.

„Es tut mir leid, dass du nicht schon mehr Zeit mit der Familie verbringen konntest. Aber Chester Coolidge ist doch trotzdem ein Original, nicht wahr?“, bekräftigt Ms Bean.

Ich antworte nicht. Der Mann ist wirklich nett, aber mich erinnert er immer an Popeye den Seemann – glatzköpfig, dicke Arme und untersetzt.

„Chester ist bei der freiwilligen Feuerwehr, aber eigentlich kümmert er sich nur um die Tiere.“ Sie schüttelt ihren Kopf, als würde sie gleich anfangen zu lachen. Ich werde nicht lachen. „Habe ich dir erzählt, dass die Farm ‚Last Hope‘ heißt? Es ist eine Auffang- und Rettungsstation für alte und misshandelte Tiere.“

„Ja.“

„Manchmal gibt es wirklich sehr viele Tiere, um die man sich kümmern muss. Und dann natürlich noch die Kinder.“

„Ich dachte, die Coolidges hätten nur Hank.“ Und Hank ist kein „Kind“. Ich hatte ihn für achtzehn gehalten, als ich ihn das erste Mal gesehen hatte.

„Ich habe dir doch gesagt, dass du nicht das einzige Pflegekind bist“, erinnert mich die Sozialarbeiterin.

Pflegekinder zählen nicht. Ich teile Ms Bean diesen Gedanken natürlich besser nicht mit.

„Wes lebt auch bei den Coolidges“, fährt sie fort. „Er ist vierzehn und hat eine harte Zeit hinter sich. Und Katherine. Sie ist seit zwei Jahren bei den Coolidges, seit sie neun ist. Die Coolidges sind gerade dabei, sie zu adoptieren.“

Neun. So alt war ich, als mein Vater starb und ich zu meiner ersten Pflegefamilie kam. Ich frage mich, was Katherine an sich hat, dass sie adoptiert wird. Niemand wollte mich jemals adoptieren.

„Hast du dich schon ein bisschen mit Hank unterhalten?“, fragt Ms Bean und löst aus Versehen die Scheibenwischer aus, obwohl draußen strahlender Sonnenschein herrscht.

„Er hat mich gefragt, ob ich Pferde mag.“ Eine Pflegefamilie zu treffen ist immer so, als würde man ein Theaterstück aufführen. Nur mit sehr langweiligen Dialogen.

„Hank ist ein Zauberer, wenn es um Pferde geht“, sagte die Sozialarbeiterin. „Nein, kein *Zauberer*, sondern ein *Flüsterer*. Er ist ein Pferdeflüsterer, auch wenn er es nicht zugibt. Aber viele Menschen bringen ihre Pferde zu ihm und er kommt mit allen zurecht. Die Coolidges sind alle Tiernarren. Chester hat einen Bruder in Ashland, Ohio, und man nennt seinen Sohn, Hanks Cousin, Catman, weil er so gut mit Katzen umgehen kann. Catman und seine Freundin Winnie haben einen Tiernotruf.“

Ich versuche wirklich, Ms Beans Erklärungen zu

folgen, aber ihr Blinker ist schon so lange an, dass er mich fast verrückt macht. Ich denke gerade darüber nach, ob ich ihr sage, sie solle ihn ausmachen, als sie das Lenkrad herumreißt, über zwei Spuren fährt und eine Ausfahrt ansteuert.

„Fast hätten wir unsere Ausfahrt verpasst“, ruft sie und fährt ab.

Kurze Zeit später hält sie den Wagen am Straßenrand an und studiert eindringlich die Karte.

„Ich konnte diese Dinger noch nie lesen“, murmelt sie entnervt. Nach ein paar Minuten klappt sie die Karte zusammen, zuckt mit den Schultern und biegt nach links ab.

Ich glaube, sie hat sich falsch entschieden. Seit mehreren Kilometern kommen wir nur noch an Bäumen und Feldern vorbei. Keine Zivilisation, nichts.

Dann, als wären wir seit Wochen in der Wüste unterwegs und hätten endlich eine menschliche Siedlung entdeckt, ruft Ms Bean: „Schau! Nice!“

Wenn das Zivilisation sein soll, ist sie in einer Zeitmaschine stecken geblieben. Es ist, als wären wir von Chicago aus um Jahrzehnte zurückgereist. Wir sind jetzt wieder in den 1950ern. Vorbildlich gekleidete Jungen fahren auf roten Fahrrädern die Hauptstraße hinunter. Alte, grauhaarige Frauen sitzen umgeben von pinken und roten Blumen auf ihrer Veranda.

Wir fahren an einem großen Schild vorbei, auf dem steht: *Willkommen in Nice! Schön, dass Sie da sind!* Das Schild braucht einen neuen Anstrich.

„Ist es nicht wunderschön hier?“, ruft Ms Bean aus. „Frank und ich würden nach unserer Hochzeit am liebsten auch in so einer beschaulichen Stadt leben.“

„Mhm“, stimme ich gequält zu, weil ich Probleme mit dem Atmen habe.

„Guck!“ Sie zeigt nach links und ihr Auto bewegt

sich genau in diese Richtung, in die Mitte der Fahrbahn. Niemand hupt. „Siehst du das weiße Gebäude dort? Dort gibt es die besten Sandwiches der Welt! Chester und Ann haben mich mit dorthin mitgenommen, als ich das letzte Mal in Nice war. Es wird einfach nur ‚Das Sandwich-Haus‘ genannt.“

Sehr einfallreich. Offensichtlich wartet sie darauf, dass ich reagiere. Doch ich habe überhaupt keine Lust herauszufinden, wie wohl die besten Sandwiches der Welt schmecken.

„Wundervoll“, fährt sie nicht weniger enthusiastisch fort. „Chester hat mir erzählt, dass schon seine Eltern zu besonderen Anlässen mit ihm und seinem Bruder dort essen gegangen sind. Und noch heute feiern sie alle ihre Geburtstage dort.“ Sie lächelt in den Rückspiegel. „Wann hast du Geburtstag, Dakota? Ich weiß, ich habe es hier irgendwo stehen.“ Sie fängt an, in ihren Akten zu wühlen, die mittlerweile sogar im Fußraum verstreut sind. Unser Auto kommt auf die Gegenfahrbahn.

„Am vierten Juli“, sage ich schnell, bevor Ms Bean einen Briefkasten mitnimmt.

„Ja, natürlich. Wie konnte ich das nur vergessen? Am Unabhängigkeitstag. In weniger als zwei Wochen. Ich wette, ihr feiert deinen Geburtstag dann auch in diesem *netten* Restaurant.“ Oh nein, das ist es schon wieder. Das mit diesem *nett* würde mir schon am Ende dieses Tages zum Hals heraushängen. Ich glaube, mir wird schlecht.

Keiner von uns sagt etwas, während Ms Bean versucht, einen LKW zu überholen. Leider ist die Straße etwas eng. Als sie es geschafft hat, reißt sie das Lenkrad herum und biegt in einen kleinen, staubigen Feldweg ein.

„Jetzt dauert es nicht mehr lange“, versichert sie mir.

Ich bereite mich vor. Ich habe das schon oft genug durchgemacht. Jeder ist am ersten Tag immer zucker-süß. Ich hingegen will es nur hinter mich bringen.

Am Ende des Feldweges erkenne ich schließlich ein graues Farmhaus. Nach wenigen Minuten erreichen wir es.

„Wir sind da!“, ruft Ms Bean erfreut, als ob ich mir das noch nicht gedacht hätte. Ich bin weniger erfreut.

Vor uns sehe ich plötzlich eine Szene, die ich an einem Ankunftstag niemals erwartet hätte. Nicht einmal in Chicago. Da steht Hank und schreit einen Jungen an, der gerade einmal halb so groß ist wie er. Der Junge schreit zurück und sieht aus, als wolle er Hank gleich an die Gurgel gehen. Zwischen ihnen bellt lauthals ein Schäferhund. Irgendwo scheint ein kleines Mädchen zu schreien.

Jede Familie, bei der ich bisher war, sogar die guten, haben alles getan, um den Sozialarbeitern zu gefallen. Wir Kinder mussten immer das beste Verhalten an den Tag legen, wenn Sozialarbeiter vorbeikamen.

Also, wenn das das beste Verhalten dieser Familie ist, dann bin ich wirklich in Schwierigkeiten.